

Vorwort

Mit diesem Buch wollen wir eine bunte Mischung unterschiedlicher Beispiele aus der Gehörlosenkultur anbieten. Bei unserer Stoffsammlung stießen wir auf vielfältige, sehr unterschiedliche Quellen, angefangen von Kindheitserinnerungen einzelner über frühe Verfilmungen von Gebärdendarbietungen bis hin zu Witzen und neuartigen Formen von Gebärdensprachdichtung. Die Sammlung war so umfangreich, daß wir bei weitem nicht alles in dieses Buch aufnehmen konnten, sondern gezielt auswählen mußten. Wir gestehen, daß wir dabei ungewöhnlichem Material den Vorrang gaben, das nicht unbedingt den Vorstellungen entspricht, die man für gewöhnlich von Gehörlosen hat. Diese Quellen bearbeiteten wir so, daß dadurch einesteils traditionelle Ansätze der Darstellung Gehörloser in Frage gestellt und andererseits, wie wir hoffen, der Kulturbegriff an sich weiter erhellt wird.

Da uns daran lag, uns in unserer Darstellung sehr eng an das Leben der Gehörlosen und ihre Berichte zu halten, entschlossen wir uns, jene Themen, die, wiewohl wichtig und sinnvoll, ein anderes Vorgehen erforderlich gemacht hätten, nicht im Detail zu behandeln. Ein solches Thema ist die gesamte Gebärdensprachforschung, insbesondere natürlich zur Amerikanischen Gebärdensprache (ASL - [*American Sign Language*]*). Anstatt ein Kapitel lang die Inhalte dieser Forschung wiederzugeben, widmeten wir lieber zwei Kapitel der Frage, wie sie die Einstellung der Gehörlosen zu ihrer Sprache beeinflußt hat.

Viele unserer Informationsquellen, die sich als besonders aufschlußreich erwiesen, waren bislang als "laienhaft" oder "banal" abgetan worden, und dies aus dem einfachen Grunde, daß sie nicht in schriftlicher, sondern in gebärdeter Fassung vorliegen. Wie wir jedoch noch zeigen werden, sind sie für die Darstellung Gehörloser ebenso bedeutsam und aussagekräftig wie "offiziellere" Quellen. Einige sind auf Film bzw. Video aufgezeichnet, jedoch berichten wir auch über öffentliche Veranstaltungen, die nicht aufgezeichnet wurden.

Zum Schutze derer, deren Beiträge, Berichte und Erzählungen hier erscheinen, hielten wir uns an folgende Grundsätze: Soweit das von uns verwendete Material veröffentlicht oder, nach unserem Wissen, der Öffentlichkeit zugänglich ist, wie bei einigen Videofilmen der Fall, behielten wir die Namen der Beteiligten bei. In den Anekdoten und in privatem Kreise erzählten Geschichten dagegen änderten wir sie ab.

* Alle mit eckigen Klammern versehenen Einschübe sind Anmerkungen der Übersetzerin bzw. Eigennamen und Originaltitel.

Auf unserer Suche nach immer neuen Informationsquellen erfuhren wir große Unterstützung von Kollegen, die uns Berichte, private Filme, Theaterstücke sowie von Gehörlosen verfaßte Literatur zur Verfügung stellten bzw. auf solche hinwiesen. Besondere Anerkennung verdienen folgende Personen für ihre Unterstützung: Linda Bove, Byron B. Burnes, Mel Carter, James De Bee, J. B. Davis, Bea Davis, Bernard Bragg, Patricia De Caro, Larry Fleischer, Jack Gannon, Patrick Graybill, Corrine Hilton, Ella Lentz, Eric Malzkuhn, Dorothy Miles, Grace Mudgett, Freda Norman, Agnes Padden, Donald Padden, Carlene Pederson, Ruth Philips, John Schuchman, Cheri Smith, Ted Supalla, Sam Supalla, Clayton Valli, Ed Waterstreet. Dank auch allen anderen, die dazu beitrugen, wichtige Zusammenhänge zu erschließen, die jedoch nicht genannt sind. Durch Zuschüsse aus dem Laurent Clerc Cultural Fund, verwaltet von der Absolventen-Vereinigung der Gallaudet-Universität, wurde es uns ermöglicht, neues bzw. bislang nicht beachtetes Material aufzuspüren und uns von anderen Verpflichtungen freizuhalten, um dieses Buch fertigzustellen.

Unser Dank gilt auch Michael Cole und Margaret Griffin für die Vermittlung des grundlegenden Bezugs zwischen Kultur und Geschichte, sowie Emmett Casey, Harlan Lane, David Laitin, David Perlmutter, Frank Philip, Michael Schudson, James Wertsch und den an dieser Stelle nicht erwähnten Forschern, die uns mit großem Engagement und Gespür dazu verhalfen, die tieferen Zusammenhänge in unserer Arbeit zu ergründen. Danken möchten wir auch Lisa Hirschman für einen Beitrag, der für das sechste Kapitel sehr wesentlich war. Großes Lob verdienen auch unsere Herausgeber Michael Aronson und Camille Smith vom Verlag Harvard University Press, die uns mit Rat und Tat zur Seite standen.

Die Gestaltung dieses Buches wäre nirgendwo in besseren Händen gewesen als bei unseren Illustratoren Robert Hills, Peggy Swartzel-Lott und Daniel Renner*. Ella Lentz und Freda Norman erklärten sich freundlicherweise bereit, Gedichte und Theaterstücke für unsere Illustrationen zu bearbeiten. In anderen Teilen der Manuskripterstellung, wie beispielsweise der Zusammenstellung der Stichworte, leistete Merrie Davidson wertvolle Hilfe.

* Die Illustrationen der deutschen Ausgabe besorgten Doris Bull, Ariane Helm und Peter Schick.

Einführung

Bislang wurde in der Literatur zum Thema "Gehörlose" das Schwergewicht stets auf den physiologischen Zustand der Taubheit gelegt, alle weiteren Aspekte ihres Lebens wurden als Folge davon gesehen. Wir verfolgen mit diesem Buch die Absicht, einmal ganz anders über Gehörlose zu schreiben. Im Gegensatz zur traditionellen Literatur, in der sie als medizinische Fälle oder "Behinderte" abgehandelt werden, die ihre Taubheit durch Gebärdensprache "kompensieren", wollen wir von ihrem Leben, ihrer Kunst, ihrem Theater, ihren Alltagsgesprächen, gemeinsamen Überlieferungen und Lebensweisheiten, die sie einander mitgeben, berichten. Von jeher hatten wir das Gefühl, daß das Interesse, mit welchem man sich dem medizinischen Aspekt der Taubheit zuwandte, weitaus interessantere Facetten des Lebens der Gehörlosen überdeckte.

Unsere Recherchen sind zum Teil persönlicher Natur, schließen jedoch Untersuchungen zum Leben Gehörloser, auch unser eigenes Leben, mit ein. Carol kam gehörlos zur Welt in einer gehörlosen Familie. Ihre Eltern und ihr älterer Bruder sind gehörlos, wie auch die Großeltern und einige andere Verwandte. Tom dagegen ertaubte als Kind und kam erst später, als er ein College für Gehörlose besuchte, mit anderen Gehörlosen in Kontakt.

Auch die fachlichen Schwerpunkte, die wir uns während der letzten 10 Jahre gesetzt hatten, führten uns zu diesem Thema. Wir finden uns beide in einer neuen Ära der Gebärdensprachforschung. Carol verfaßte formale Analysen zur Gebärdensprachstruktur, während Tom über den Lautsprachunterricht bei Gehörlosen unter Anerkennung der Gebärdensprache als zentralem Kommunikationsmittel schrieb. Zusammen mit unseren Kollegen förderten wir entscheidende Einzelheiten über Gebärdensprache zutage, die nie zuvor je auch nur bedacht, geschweige den beschrieben worden waren. Aus dieser Forschung geht hervor, daß Gebärdensprache keineswegs primitives Gestikulieren ist, wie man geglaubt hatte. Vielmehr handelt es sich um komplexe Systeme mit differenzierten Strukturen, die eine lange geschichtliche Entwicklung erkennen lassen. In der Reflexion über den sprachlichen Reichtum, auf den wir im Verlauf unserer Arbeit stießen, wurde uns bewußt, daß diese Sprache sich als Teil eines nicht minder reichen kulturellen Erbes über Generationen entwickelt hat und noch entwickelt. Es ist dies Erbe – die Kultur der Gehörlosen – zu dessen Darstellung wir mit diesem Buch den Grundstein legen wollen.



Bevor wir unsere Reise durch die Vorstellungswelt der Gehörlosen mit ihren Deutungsmustern antreten, müssen wir die Gehörlosengemeinschaft, um die es hier

geht, näher umschreiben. Wir verwenden den Begriff "taub", wenn es um den audiologischen Befund des Nicht-Hören-Könnens geht, "gehörlos" dagegen, wenn wir eine bestimmte Gruppe tauber Menschen meinen, die eine gemeinsame Sprache – Amerikanische Gebärdensprache (ASL) – und Kultur haben*. Die zu dieser Gruppe Gehörigen wohnen in den Vereinigten Staaten und in Kanada, haben Gebärdensprache als Muttersprache und hegen bestimmte Vorstellungen von sich selbst sowie ihrem Bezug zur Gesamtgesellschaft. Sie sind zu unterscheiden von denen, die ihr Gehör beispielsweise durch Krankheit, Trauma oder aufgrund ihres Alters verloren haben. Diese sind zwar ebenfalls taub, doch fehlt ihnen der Zugang zu dem Wissen, den Anschauungen und Praktiken, welche die Gehörlosenkultur ausmachen. Bei diesem gemeinsamen Wissen handelt es sich – und darauf werden wir später noch zurückkommen – nicht einfach um Kumpanei mit anderen, die ähnliche physiologische Voraussetzungen haben, sondern es ist, wie bei anderen Kulturen auch, und wie die ursprüngliche Bedeutung des Wortes "Kultur" erkennen läßt, historisch gewachsen und über Generationen aktiv vermittelt.

Diese Unterscheidung ist, wenn auch nützlich, dennoch nicht ganz eindeutig. Denken wir beispielsweise an gehörlose Kinder aus hörenden Familien, die Gehörlose und ihre Kultur außerhalb ihrer eigenen Familie kennenlernen. Ab welchem Zeitpunkt kann man sagen, daß sie sich die Konventionen der Gehörlosenkultur zu eigen gemacht haben? Diese Frage gilt auch für den Annäherungsprozeß an die Gehörlosenkultur bei gehörlosen Erwachsenen, die sich ihr nach Jahren der Trennung zu einem späteren Zeitpunkt wieder zuwenden. Markowicz und Woodward (1978) führen die Identifikation mit der Gruppe und gebärdensprachliche Kompetenz als Entscheidungskriterien an, um festzulegen, wer der Gehörlosengemeinschaft angehört. Jedoch wird die scharfe Trennung zwischen "taub" und "gehörlos" der Dynamik, die in den Debatten der Gehörlosen um ihr Selbstverständnis liegt, nur teilweise gerecht. Gehörlose sind sowohl taub als auch gehörlos, und ihre Diskussionen, manchmal auch Auseinandersetzungen über ihre Identität zeigen, daß diese beiden Kategorien oftmals in komplizierter Weise miteinander verwoben sind. In Kapitel drei werden wir diese Verknüpfung genauer untersuchen, besonders auch im Zusammenhang mit zwei Gruppen, die für die Gehörlosenkultur spezielle Problemfälle darstellen: neu dazugestoßene Gehörlose, die sich das breite Repertoire der in dieser Kultur erforderlichen Fähigkeiten erst noch aneignen müssen, und hörende Kinder aus gehörlosen Familien. Neu hinzugekommene Gehörlose erhalten oft Grenzbezeichnungen wie "schwerhörig", die ihre frühere Verbindung zu 'Sprechenden' erkennen lassen. Hörende Kinder gehörloser Eltern stellen einen permanenten Widerspruch innerhalb der Kultur dar. Sie verfügen über das Wissen ihrer Eltern, was Sprachkenntnisse und Sozialverhalten anbelangt, doch findet die Kultur subtile Mittel, ihnen einen gesonderten, einen trennenden Status zuzuweisen.

* ungefähre Entsprechung im Amerikanischen: 'Deaf' für 'gehörlos' und 'deaf' für 'taub'; von den Autoren übernommen in Anlehnung an eine 1972 von James Woodward getroffene Unterscheidung

Wir verwenden den Begriff "gehörlos" im vorliegenden Buch auch im Zusammenhang mit jenen Kulturen Gehörloser, die eine andere Gebärdensprache als die Amerikanische verwenden. So haben die Gehörlosen in Quebec, Französisch-Kanada, beispielsweise eine andere Gebärdensprache, die Quebecische Gebärdensprache [*Langue des Signes Québécois*]. In Nova Scotia gibt es eine Gehörlosengemeinschaft, deren Gebärdensprache mit Britischer, und nicht mit Amerikanischer Gebärdensprache verwandt ist. In nahezu allen Ländern der Erde gibt es mehrere, jeweils unterschiedliche Gruppen von Gehörlosen, die sich politisch, historisch oder geographisch voneinander abheben.

Wiewohl wir uns darüber im klaren sind, daß es viele Gehörlosenkulturen gibt, können wir doch ohne detaillierte Ethnographien der verschiedenen Gruppen keine allgemein gültigen Schlüsse über sie oder den Zusammenhang von Gehörlosigkeit und der Entstehung von Kulturen ziehen. Dieses Buch behandelt die Gehörlosenkultur, die wir am besten kennen, unsere eigene.

Selbst innerhalb der Gehörlosengemeinschaft, die ASL verwendet, gibt es – und das ist nicht weiter verwunderlich – eine enorme Vielfalt. So haben die großen Gehörlosengemeinschaften in Boston, Chicago, Los Angeles und Edmonton, Alberta, um nur einige Beispiele zu nennen, jeweils ein ganz eigenes Gepräge. Innerhalb dieser ortsgebundenen Gemeinschaften bestehen kleinere Gruppen, die sich nach Schicht, Beruf, Volksgruppe oder Rasse zusammenschließen und auch jeweils wieder ganz unterschiedliche Merkmale aufweisen. Bis etwa 1970 war es aufgrund der in der Gesamtgesellschaft herrschenden Rassentrennung Vorschrift, schwarze und weiße Kinder in den Südstaaten getrennt zu unterrichten. Wenngleich die Lehrer an Gehörlosenschulen der Schwarzen die 'weiße' ASL-Variante kannten, führte die Trennung dazu, daß sich eine eigene Variante unter den Schwarzen bildete, die in bestimmten Gegenden im Süden von schwarzen Gehörlosen noch heute verwendet wird, wiewohl viele auch die Variante der Weisen beherrschen (Woodward 1976; Maxwell und Smith-Todd 1986). In Städten wie Washington, D.C. und New York gibt es große Gehörlosenvereine bei den Schwarzen, die rege Zentren ihrer Gemeinschaft darstellen. Doch all diese Subgruppen der Gehörlosen haben eines gemeinsam – in allen von ihnen wird eine Form von ASL verwendet.

Es gibt keine zuverlässigen Angaben darüber, wieviele Gehörlose in den Vereinigten Staaten und Kanada leben. Statistiken des Gesundheitsamtes zufolge beträgt der Anteil Hörgeschädigter in der Gesamtbevölkerung schätzungsweise neun Prozent. (U.S. National Center for Health Statistics 1987). Aus dieser Zahl nun die wesentlich geringere Zahl Gehörloser herauszufiltern, ist nahezu unmöglich.

Dies liegt zum einen daran, daß die Hörschädigung allein, wie bereits erwähnt, noch keine Determinante für Gruppenidentität ist. Wenngleich auch die Gruppe selbst sich offiziell als "gehörlos" bezeichnet, kann das Hörvermögen von "schwerhörig" bis "volltaub" reichen, während es andererseits Menschen mit starkem oder

sogar völligem Hörverlust gibt, die nicht zur Gehörlosengemeinschaft zählen. Zum anderen besteht die Schwierigkeit darin, daß es keine Statistik über die Gebärdensprachverwender in den Vereinigten Staaten und Kanada gibt.

Gestützt auf Schätzungen darüber, wieviele Gehörlose an der Schule intensiven Kontakt zu Gehörlosen und somit zur Gebärdensprache hatten sowie über die von sozialen Institutionen genannten Zahlen kommt man zu einer Gesamtzahl Gehörloser von einigen hundert Tausend.

Die einzigartige Form der Übermittlung von Kulturgut macht es noch schwieriger, die Zahl zu schätzen. Zwar ist bei 11 bis 30 Prozent gehörloser Schulkinder die Gehörlosigkeit erblich bedingt, doch haben weniger als zehn Prozent auch gehörlose Eltern. Folglich zählt die große Mehrheit der zur Gehörlosenkultur Gehörigen – und darin unterscheidet sie sich von den meisten anderen Kulturen – nicht von Geburt an dazu.



Diese außergewöhnliche Übermittlungsform bildet den Kern dieser Kultur. Wie anhand einiger der noch folgenden Erzählungen zu sehen sein wird, ist eine Konsequenz hieraus der hohe Stellenwert, den die Schule für diese Gemeinschaft hat. Viele dieser Geschichten spielen an "Internatsschulen", der Schultypus, der von den meisten heute erwachsenen Gehörlosen besucht wurde. Dabei handelt es sich um zumeist staatlich finanzierte Schulen eigens für gehörlose Kinder vom Vorschul- bis zum Oberschulalter. Nahezu jeder Staat und jeder Bezirk in den Vereinigten Staaten und Kanada hatte zwischen 1817, dem Jahr, in dem die erste staatliche Oberschule für Gehörlose gegründet wurde, und 1980 zumindest eine Gehörlosenschule (Schildroth 1980; Gannon 1981). Kinder, die solche Internatsschulen besuchen, fahren normalerweise über das Wochenende und in den Ferien nachhause. Viele der älteren Gehörlosen verbrachten einen Großteil ihrer Jugend an diesen Schulen und waren nur Weihnachten und in den Sommerferien zuhause.

Es gibt zwar einige "orale" Internatsschulen, an denen der Einsatz von Gebärdensprache offiziell verboten ist, doch der Großteil von ihnen ist "manuell" ausgerichtet, so daß Gebärdensprache im Unterricht zugelassen ist. Jedoch liegt selbst an solchen Schulen das pädagogische Schwergewicht auf Sprechen und Lautsprache; der Gebärdensprache wie den Gepflogenheiten der Gehörlosen überhaupt wird von seiten der Schule kaum je besondere Beachtung geschenkt.

Wie aus einigen der Geschichten, die wir sammelten, hervorgeht, sind die gehörlosen Kinder raffiniert, wenn es darum geht, den Willen der sie einengenden Erwachsenen zu umgehen und einander das Wissen der Gehörlosen zu lehren.

An vielen dieser Schulen verbringen gehörlose Kinder Jahre ihres Lebens unter Gehörlosen - Kindern gehörloser Eltern und erwachsenen Gehörlosen, die an der

Schule arbeiten. An vielen Schulen gibt es gehörlose Fachkräfte, die früher dieselbe oder eine vergleichbare Schule besuchten. Für die gehörlosen Schüler ist das Wichtigste an der Internatsschule die Wohngruppe. Denn hier, weit weg von der Ordnung des Klassenzimmers, werden sie in das Sozialleben der Gehörlosen eingeführt. In der doch eher familiären Atmosphäre des Internats lernen die Kinder nicht nur Gebärdensprache, sondern auch die Inhalte der Kultur kennen. So werden die Schulen zu Knotenpunkten der umliegenden Gemeinschaften, dadurch, daß sie das Kulturgut vergangener Generationen für kommende Generation bewahren.

Das Internat bildet aber nicht den einzigen Zugang zur Gehörlosengemeinschaft. Manche Kinder kommen überhaupt nicht ins Internat, sondern bleiben, wie es zum Beispiel bei uns beiden der Fall war, zuhause und gehen zusammen mit den "anderen", wie die Hörenden genannt werden, auf die Regelschule. Tom blieb unter hörenden Nachbarn und Verwandten und versuchte den Anforderungen der Schule so gut wie möglich gerecht zu werden. Erst später, als er erwachsen war, lernte er andere Gehörlose kennen. Bei Carol war es so, daß sie als "Schwerhörige" auf die Regelschule geschickt wurde, ihre Eltern selbst dagegen eine Gehörlosenschule besucht hatten, ebenso wie ihr Bruder. Man glaubte, daß sie als "Schwerhörige" eher den Anforderungen einer "sprechenden Umgebung" gewachsen sein würde. Jede Art, in die Gehörlosengemeinschaft einzutreten, bringt ihre eigenen Schwierigkeiten für die Identität und die Aneignung von Wissen mit sich. Doch darauf werden wir in einem späteren Kapitel zurückkommen.



Wie bereits erwähnt, ist ein Hauptidentifikationsmerkmal dieser Gruppe ihre Sprache. Die Geschichte der Gehörlosenpädagogik in Amerika ist gekennzeichnet von einer grenzenlosen Ignoranz gegenüber dem Stellenwert der Gebärdensprache innerhalb der Sprachfamilie menschlicher Sprachen, einer Ignoranz, die fatalerweise die Entscheidungen im sozialen und pädagogischen Bereich bestimmte. Doch hat sich die Amerikanische Gebärdensprache trotz allen Druckes durch die Geschichte erhalten. Ihr Ursprung geht zurück auf eine große Gehörlosengemeinschaft, die sich um die etwa 1761 gegründete, erste öffentliche Gehörlosenschule in Frankreich bildete. Die Sprache, die diese Gehörlosengemeinschaft hervorbrachte, wird in Frankreich heute noch verwendet. Ein gehörloser Lehrer dieser Schule trug zur Gründung der ersten staatlichen Gehörlosenschule in den Vereinigten Staaten bei (1817). Obschon seine Sprache Bestandteil des ersten Lehrplans war, vermischten sich die privaten Gestik-Systeme der Kinder mit der offiziellen Gebärdensprache, was dazu führte, daß sich eine neue Form herausbildete, die nicht länger als Französische Gebärdensprache bezeichnet werden konnte. Einige Zeichen und Strukturen der heutigen ASL weisen heute noch auf ihren Ursprung hin, doch unterscheiden sich die beiden Sprachen klar voneinander.

Gängigen, doch gänzlich verkehrten Vorstellungen von ASL zufolge wird sie entweder als Ansammlung von Einzelzeichen oder aber als Umsetzung der Lautsprache in Handzeichen verstanden. In Wirklichkeit werden in ASL zwar Gesten verwendet wie in der Lautsprache Laute, doch besteht die Gebärdensprache ebensowenig lediglich aus Gesten wie die Lautsprache nur aus Geräuschen. Einzelgebärden sind in sich gegliederte grammatikalische Einheiten, die nach grammatischen Regeln im Satz ihren Platz zugeordnet bekommen. Gebärden sind nicht einfach eine Art von "Fingeralphabet", ein manuelles System, bei dem jeweils eine Handform für einen Buchstaben stünde. Wiewohl in der Gebärdensprache manchmal ein Fachwort oder ein Name 'gefigert' [mit der Hand buchstabiert] wird, besteht die gebärdensprachliche Kommunikation in der Hauptsache nicht aus Fingeralphabet, sondern aus Gebärdenzeichen, die nach völlig anderen, eigenständigen Regeln konstruiert werden.

Hierzu nur ein Beispiel: die Verben der ASL lassen sich in drei Hauptklassen unterteilen (Padden 1988b). Die Verben der ersten Gruppe können für Personen und Numerus sowohl des Subjekts als auch des Objekts flektiert werden; zu ihnen gehören die Verben GEBEN, SCHICKEN, NEHMEN, FANGEN.¹ Die Verben der zweiten Klasse können weder hinsichtlich der Person noch des Numerus gebeugt werden; dazu zählen LERNEN, MÖGEN, BESUCHEN, TELEFONIEREN. Die Verben der dritten Klasse werden zwar auch nicht flektiert, können aber mit einer ungeheuren Vielzahl von Affixen versehen werden.²

Diese Verbformen, die deutlich machen, daß ASL etwas weitaus Komplizierteres ist als eine Anordnung von Gesten, sind zugleich ein kleiner Ausschnitt aus dem umfangreichen Material, das ganz klar erkennen läßt, daß sie nicht auf der Lautsprache aufgebaut ist. Die Wortbildungsregeln oder Morphologie der Verben der ASL sind nicht mit denen der Verben im Englischen zu vergleichen. Im Englischen werden Verben nur nach Person und Numerus des Subjekts flektiert. In ASL werden,

-
- 1 Die Gebärdenübersetzungen sind in Großbuchstaben wiedergegeben. Wird zur Wiedergabe einer Gebärde mehr als ein Wort benötigt, so werden die Wörter durch Bindestriche verbunden. Durch Bindestriche verbundene Großbuchstaben stehen für 'gefigerte' Wörter oder Abkürzungen. Diese Übersetzungen können oftmals natürlich nicht die ganze Breite der Bedeutung einer Gebärde wiedergeben, sondern nur annähernd den Inhalt.
 - 2 Eine Kurzzusammenfassung über die Strukturen von Gebärdensprache ist zu finden bei Padden (1986, 1988a), Wilbur (1986) und Siple (1982); ausführlichere Darstellungen bei Wilbur (1979k 1987), Kyle und Woll (1983), Lane und Grosjean (1980), Bellugi und Studdert-Kennedy (1980), Baker (1980), Baker und Battison (1980), Klima et al. (1979), und Siple (1987). Diese Quellen liefern noch eine weitere Bestätigung von Strukturen, die für bestimmte Gebärdensprachen bereits ermittelt worden sind.
Weitergehende Literatur zur deutschen Gebärdensprache in: H. Ebbinghaus und J. Heßmann (1989): *Gehörlose, Gebärdensprache, Dolmetschen. Chancen der Integration einer sprachlichen Minderheit*. Hamburg: SIGNUM. Chriss. Papaspyrou (1990): *Gebärdensprache und universelle Sprachtheorie*. Hamburg: SIGNUM. Penny Boyes Braem (1990): *Einführung in die Gebärdensprache und ihre Erforschung*. Hamburg: SIGNUM

wie schon gezeigt, nicht alle Verben nach Person und Numerus gebeugt. Diejenigen aber, bei denen Flektion vorliegt, werden häufig für Subjekt und Objekt nach Person und Numerus gebeugt. Verglichen mit anderen Lautsprachen hat das Englische eine relativ arme Verbmorphologie; in ASL dagegen sind einige der Verbstrukturen ebenso differenziert wie in gesprochenen Sprachen mit sehr komplizierten Verbstrukturen, wie beispielsweise Navajo und Süd-Tiwa (Padden 1988b; Supalla 1985; Klima et al. 1979).

Ein weiterer Beweis dafür, daß ASL sich nicht vom Englischen herleitet, liegt in der Satzstruktur. So ist es zum Beispiel in der Lautsprache korrekt, zu sagen: "Ich gab dem Mann das Buch", wie auch "Ich gab das Buch dem Mann". In ASL dagegen ist nur die zweite Form möglich. Die Gebärdenfolge I-GIVE-HIM MAN BOOK (*I gave a man a book*) ist korrekt, I-GIVE-HIM BOOK MAN agrammatisch (Padden 1988b). In diesem Bereich weist ASL nicht zur Englischen, sondern zur Mayanischen Sprache, Tzotzil (Aissen 1983), Parallelen auf, in der nur die Dativ-Form möglich ist.

Beispiele wie dieses werden von Linguisten angeführt, um zu zeigen, daß Gebärdensprachen und Lautsprachen, wiewohl verschieden in ihrer Form, sich in ihrem Repertoire möglicher Strukturen nicht voneinander unterscheiden. ASL ist zwar von der Satzstruktur her ganz anders als das Englische, doch wiederum manch anderen natürlichen Sprachen ähnlich.

Die Fehlannahme, bei ASL handle es sich einfach um Gestikulieren ohne jegliche inneren Strukturen, führte zu dem fatalen Irrglauben, der Bezug der Gehörlosen zu ihrer Sprache sei zufallsbedingt und könne von daher jederzeit gelöst und ersetzt werden. Diese falsche Vorstellung war maßgeblich in der Gehörlosenpädagogik. Generationen von Schülern durften nicht gebärden und wurden zum Sprechen gezwungen. Anderen Kindern wiederum wurden künstlich abgewandelte Zeichen aufgedrängt, anstelle des Wortschatzes ihrer eigenen natürlichen Sprache.

Diese falschen Vorstellungen haben sich selbst in die Gehörlosenkultur eingeschlichen, wie an den Äußerungen mancher Gehörloser über ihre Sprache zu erkennen ist. Selbst wenn sie die ASL als von unschätzbarem Wert bezeichnen, kann es vorkommen, daß sie beinahe im selben Atemzug anführen, wenn ASL doch keine richtige Sprache sei, sollten gehörlose Kinder sie, zu ihrem besten, lieber zugunsten einer "richtigen", einer gesprochenen Sprache, aufgeben oder zumindest eine Form von Gebärden verwenden, die auf der Lautsprache "aufbaue". Trotz all dieser Mißverständnisse ist die Gebärdensprache für Gehörlose das Werk ihrer Geschichte. Sie ist es, die sie in die Lage versetzt, die Möglichkeiten, für welche die Evolution sie befähigt hat, zu erfüllen – volle menschliche Kommunikation zu erlangen als Schöpfer und Verwender von Symbolen.

Die Grundvoraussetzungen für eine reiche, schöpferische Kultur bestehen in der – möglichst hohen – Zahl ihrer Mitglieder, kultureller Überlieferung und einer gemeinsamen Sprache. Doch wenn wir schriftliche Darstellungen über Gehörlose

durchsehen, finden wir wenig über ihr kulturelles Leben. Wir können uns zwar an Gebärdentheatervorführungen erinnern, die uns zutiefst bewegt haben, finden jedoch kaum theoretische Abhandlungen zu den Stücken, die wir gesehen. Wir folgen mit großer innerer Beteiligung den Berichten von Freunden, doch kaum jemals stoßen wir auf vergleichbare schriftliche Äußerungen.

Wie viele vor uns bereits feststellten, handeln die meisten Darstellungen des Lebens Gehörloser in erster Linie von der Hörschädigung. Anhand von Auszügen aus Aufsätzen, die in der Zeit von 1975 bis 1982 zu diesem Thema verfaßt wurden, weist James Woodward (1982) nach, welch nachhaltige Wirkung das weitverbreitete Bild vom Gehörlosen als "Kranken" und "Schwerbehinderten" hat. Diese Ideologie führte dazu, daß Wissenschaftler, die sich mit der Gehörlosengemeinschaft befaßten, bis in alle Einzelheiten die Faktoren der Hörschädigung beschrieben und Gehörlose nach Grad ihrer Hörschädigung einteilten. Andere Faktoren, insbesondere aus ihrem Sozial- und Kulturleben, wurden als Folgen des Hörverlustes gewertet.

Ein klassisches Beispiel für diesen Ansatz ist in einer Studie über "hörgeschädigte Schulabgänger" englischer Gehörlosenschulen zu finden. Rodda (1970) teilte die hörgeschädigten Schüler nach Hörvermögen ein und brachte dieses dann mit einer Vielzahl sozialer Merkmale in Zusammenhang, wie Besitz eines Bankkontos, Hobbies, Kirchbesuch sowie Kontakt zu Menschen mit "ähnlichem Leiden". Insbesondere der letzte Punkt macht die Ausrichtung auf pathologische Befunde deutlich: bei hörenden Kindern, die sich hörende Spielkameraden suchen, ist nicht die Rede davon, daß sie Freunde mit "ähnlichem Leiden" bevorzugen. Roddas Untersuchung zielt sehr stark in die Richtung, daß ein körperliches Merkmal, und nicht etwa andere entscheidende Faktoren, wie soziale Schicht oder Mitgliedschaft in einer Gruppe, sämtliche Entscheidungen Gehörloser bestimmt.

Um ein weiteres Beispiel zu nennen: In vielen Einführungen zur Gehörlosendidaktik handeln die ersten Kapitel zwangsläufig von der Hörschädigung, die dann in die Diskussion um allgemeine Erziehungsaufgaben mit eingebracht wird. Wie Ertling (1985a, 1985b) und andere gezeigt haben, liegt das Schwergewicht der Gehörlosendidaktik in der Audiologie. Für die Verfasser solcher Texte ist das faszinierendste Merkmal an gehörlosen Kindern, daß sie nicht hören können, was spezielle Sprecherziehung und Hörtraining erforderlich macht. Kaum jemals befassen sich solche Handbücher mit der Frage, wie man gehörlose Kinder mit der Gehörlosenkultur vertraut machen könnte, sofern sie sie noch nicht kennen.

In unserer Arbeit verfolgen wir einen Ansatz, der nicht von der Hörschädigung, sondern von der Kultur ausgeht. Wir stützen uns auf Theorien, die von Untersuchungen menschlicher Kulturen hergeleitet sind und fixieren uns nicht auf einen etwaigen direkten Zusammenhang zwischen körperlichen Merkmalen und menschlichem Verhalten. Vielmehr untersuchen wir die Bedeutung solcher Merk-

male wie des Verhaltens im breiteren Umfeld der Kultur. Gehörlose haben auf vielfältige Weise Erkenntnisse über sich zusammengetragen, und das im Angesicht des gesellschaftlichen Verständnisses – oder Unverständnisses – ihnen gegenüber. Sie haben es geschafft, sich zu definieren und darzustellen durch ihre Rituale, Märchen, Theaterstücke und alltäglichere gesellschaftliche Veranstaltungen. Der Reichtum ihrer Gebärdensprache eröffnet ihnen den Zugang zu Erkenntnis, Kreativität, Ironie. Bei der Erforschung dieser Kultur sammelten wir Unmengen von Material, das neue Wege aufzeigen soll, mit Informationen zur Gehörlosigkeit umzugehen. Bei der Auswertung dieses Materials versuchten wir, die Kultur von innen heraus darzustellen, herauszufinden, wie Gehörlose sich selbst darstellen, mit welchen Symbolen sie sich umgeben und wie sie ihr Leben sehen.